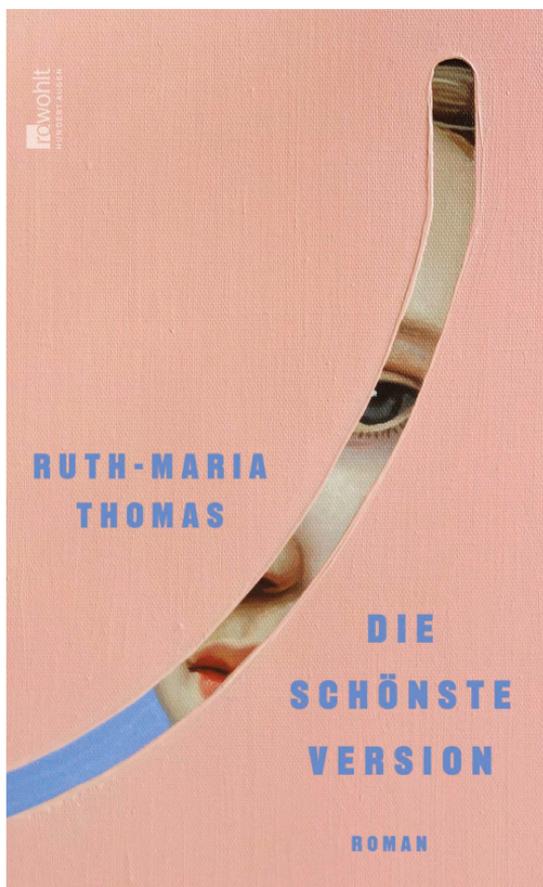


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-00695-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Ruth-Maria Thomas

Die schönste Version

Roman

Rowohlt Hundert Augen

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, August 2024

Copyright © 2024 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Dieser Roman erzählt u. a. von verbaler, physischer und
sexualisierter Gewalt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Satz aus der Heldane Text

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck

Hundstage.

Wie bitte?

Hundstage, das sind die heißesten Tage im Jahr, sagt Yannick und wischt sich mit dem Handrücken über die Stirn.

Es ist heiß. So heiß, dass mir der Schweiß in feinen Tropfen die Wirbelsäule hinunterläuft, durch die Lücke zwischen Rock und Rücken tropft, im Saum meines Slips versiegt. Es ist der schwarze mit der harten Spitze, aus glänzendem Stoff. Er reibt meine Haut auf, aber sieht toll aus dabei. Die Sonne verabschiedet sich langsam, alles rosa, wie das Bier mit Himbeerbrause in unseren Gläsern, wie das Fleisch des Spanferkels am Spieß. Günther und Günther spielen ein Lied nach dem anderen im Scheunenhof. Günther und Günther, das sind zwei ältliche Herren, trotz Hitze im Frack, mit lichtem Haar. Sie covern Songs von Bands, und weil die Stimmen von Günther und Günther so rau und dünn gleichzeitig klingen, klingen auch alle Lieder ein bisschen traurig, ein bisschen nach Abschied und passen so gut zu unserem letzten Urlaubsabend.

Komm, sagt Yannick irgendwann und nimmt meine Hand. Komm, wir gehen zum Wasser.

Am See ist es kühler, wir legen uns in den Sand, seichter Wind, der Schweiß trocknet endlich auf unserer Haut. Der Wald hinter uns dunkel, über uns Mond, alles silberfarben, alles todesschön.

6 Wenn du ein Moment wärst, Jella, dann wärst du dieser, flüstert Yannick, und ich muss lachen, sage: Ach, du spinnst! Kann aber nicht aufhören zu lächeln, weil es mir so gefällt.

Wenn ich ein Moment wäre, dann wäre ich dieser. Für immer will ich mich daran erinnern. Wenn ich alt bin und meine Haut wie Papier ist, wenn alles trüb wird in mir, die Welt um mich herum wie Watte ist und die Gelenke schmerzen, dann will ich mich daran erinnern, wie ich als junge Frau dort unter dem Sternenhimmel lag, in dieser Nacht, in der der Wind so weich wie ein Streicheln war und Sand zwischen meine Beine rieselte. Beine, die starke Muskeln hatten. Beine mit Oberschenkelinnenseiten, die berührt wurden, sodass trotz der Hitze überall Gänsehaut war. Und ich will mich daran erinnern, dass das Rauschen der Pappeln wie feiner Regen klang. Und an seine Lippen an meinem Ohr.

Und während ich da so malerisch liege, denke ich an meine Freundin Shelly, die immer einen Trick hatte, wenn etwas ganz Schönes ganz klein war, so klein, dass es in der Erinnerung womöglich durchrutschen könnte, aber eben so schön, dass es bleiben sollte –

zum Beispiel wie einmal zwei Frauen im Innenhof stehen blieben, als wir aus dem Fenster schauten, die eine bückte sich und band den Schuh der anderen zu, die andere streichelte ihr dabei das weiße Haar,

oder noch kleiner: Kiefernstämme, die leuchten, im tief stehenden Septemberlicht –

dann sagte sie: Schau dir das zehn Sekunden lang an und dann schließ die Augen für noch mal zehn. Ich schwöre dir, du wirst diesen Moment niemals wieder vergessen.

7

Und ich schau auf den silbrigen See, zähle im Kopf bis zehn, schließe die Augen und zähl noch einmal, fühle dabei alles in mir nach: Mond, Pappeln, Wind.

Und während ich da so in mir herumfühle, fühle ich Yannicks Hände unter meinem Shirt, höre, wie er flüstert, darf ich?, ich nicke, und dann Haut auf meiner Haut, und dann noch mehr Hitze, aber eine, die sich ausbreitet und pulsiert, an den richtigen Stellen, und ich weiß vielleicht da schon: Später, in der Erinnerung, wird es noch schöner und noch silberfarbener sein als jetzt, wird der Sand nicht zwischen unseren Körpern reiben, wird die Haut unter der harten Spitze des Slips nicht wund sein. Es wird die schönste Version dieses Moments sein, vollkommen schön, wie altes Hollywood, mit Himbeerbrause.

Tag 1

8

Der Wartebereich: ein langer Gang, von dem Zimmer mit unregelmäßig verteilten Nummern abgehen. Der Boden: graues PVC, die Wände: holzgetäfelt. Eine meterlange Leuchtstoffröhre an der Decke surrt. Sie ergreilt den Raum, und obwohl es draußen hell ist, fühle ich mich, als sei es mitten in der Nacht.

Am Ende des Ganges ein kleines Fenster, es ist verdeckt, aber man kann die Rückseite einer alten Kaserne erahnen. Gegenüber von mir öffnet sich eine Tür. Zwei Polizisten in Uniform unterhalten sich lachend, laufen an mir vorbei. Ich bin erleichtert, noch nicht in eines dieser Büros zu müssen. Noch nicht sprechen zu müssen. Meine Hände zittern. Ich grabe sie tief in die Taschen meiner Jeans. Die Polizisten hinterlassen einen Geruch von Kaffee und Zigaretten. Die kurze, starke Sehnsucht, Rauch zu inhalieren, nur ein winziger Zug vorgetäuschte Entspannung. Ich schließe die Augen. Angeln quietschen. Ich zucke zusammen.

Ein Mann mit grau meliertem Haar und müdem Blick tritt in den Flur. Sein Aufruf wie ein Seufzer.

Jella Nowak?

Ich rühre mich nicht. Der Mann sieht mich direkt an, fragt diesmal lauter: Jella Nowak, häusliche Gewalt, wollen Sie das aufnehmen lassen?

Mir wird heiß. Mein Magen krampft sich zusammen. Direkt

über meinem Magen liegt mein Hals, der brennt. Mein Körper besteht nur noch aus meinem Magen und meinem Hals. Zwei klopfende Punkte, die brennen, die stechen, die ziehen, gezogen haben, die mich auf diese Polizeiwache gezogen haben. Das bin ich diesem Körper schuldig, diesen Punkten, dass ich ihnen nachgebe, dass ich mich ziehen lasse. Dass ich jetzt eingreife. Da eingreife, wo er reingegriffen hat. Reingeschlagen hat. Reingedrückt hat. In meine Magenwürde. Und in meine Halswürde. In meine Körperwürde. Meine Alleswürde. Wie er vorhin mit seiner Faust in meinen Bauch gestoßen hat. In den Bauch, in dem meine Eierstöcke liegen. Den Bauch, den er so oft gestreichelt hat, wenn ich Regelschmerzen hatte. Den er manchmal, zum Scherz, geküsst hat und dann gesagt hat: In dir werden irgendwann meine ganzen Töchter und Söhne sein. Reingeboxt, aus Wut, zack, Faust rein. So einfach. Dumme Hure! Und Hände an meinem Hals. An meinem Atem. Mein Atem, der macht, dass Luft in meine Lungen kommt, der macht, dass ich lebe. Dorthin hat er seine Hände und dann einfach zugedrückt.

Ich atme ein, zu schnell, so schnell, dass meine Finger kribbeln, sich der Boden beugt und hebt. Jetzt bin ich nur noch Bauch und Hals.

Häusliche Gewalt. Jella Nowak?

Ich sehe in das Gesicht des Polizisten, will aufstehen, meine Beine verhaspeln sich ineinander, ich stolpere ihm über meine Tasche entgegen. Er dreht sich um, dreht mir seinen Rücken zu, ich kann die Ränder der Schweißflecken auf seinem hellblauen Hemd erkennen. Ich laufe ihm nach, bis er sich auf seinen Sessel hinter den Schreibtisch setzt, mit seinen Händen die Spanplatte abtastet, Kaffee vergessen murmelt, wieder aufsteht,

den Raum verlässt. Allein bleibe ich in seinem Büro zurück. Auch hier wieder viel zu helles Licht aus Leuchtstoffröhren.

Der Schreibtisch ist voller Miniatur-Gegenstände. Ein winziger Schornsteinfeger, der auf einer 1-Cent-Münze klebt. Glücksschweinchen aus Marzipan, eingepackt in durchsichtige Folie. Bilderrahmen, die Rücken mir zugewandt. Sicher ist
10 darauf seine kleine Familie zu sehen, was sollte auch sonst in so einem Bürobilderrahmen stecken. Hundefotos vielleicht.

Dieser Ort erinnert mich an all die Orte, die mir wegen ihrer Trostlosigkeit im Gedächtnis geblieben sind. Die Schulsporthalle am Freitagnachmittag, der Geruch von schwitzenden, parfümierten Teeniekörpern und noch elende einhundertzwanzig Minuten Bockspringen oder Seilhüpfen bis zum Wochenende. Das Klassenzimmer zur 1. Stunde im Winter, 7.30 Uhr, dunkel, kalt, der Kopf schläft noch.

Der Polizist kommt zurück, setzt sich auf seinen Drehstuhl, trinkt einen Schluck Kaffee, atmet laut aus, stellt die Tasse ab und blickt mir ins Gesicht. Er sieht müde aus, als hätte er zu kurz und zu schlecht geschlafen, zu viel und zu lang gearbeitet.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll, ich sage nichts.

Bitte setzen Sie sich doch, sagt er und deutet mit seiner Hand in Richtung Stuhl vor seinem Schreibtisch. Ich nicke, schnell, setze mich auf den Stuhl, stoße mit dem Knie gegen die Tischplatte. Sofort schießen mir Tränen in die Augen.

Mein Knie hat die Kaffeetasse ins Wanken gebracht. Braune Brühe ist über den Rand geschwappt, bahnt sich ihren Weg zwischen den Aktenstapeln auf dem Tisch.

Es tut mir so leid, entschuldigen Sie bitte.

Ich spüre heiße Flecken in mein Gesicht kriechen. Das Ganze ist jetzt schon ein Desaster, am liebsten würde ich auf der Stelle umkehren, nie hierhergekommen sein.

Der Polizist antwortet mir nicht, versucht, die Akten aus der Schusslinie zu bringen, tupft mit Taschentüchern den Kaffee vom Holz.

Entschuldigung. Sage ich noch einmal.

Er wirft die Tücher in den Papierkorb.

Ist ja noch mal gut gegangen, sagt er, hebt den Blick und schaut mich an.

So, dann wollmer mal.

Mit ‹wollen› hat das hier alles wirklich nichts zu tun, denke ich und nicke.

Was ist denn passiert?

Ich stottere.

Mein Freund. Hat mich. Also mein Freund ist ausgerastet und hat mich ...

Der Polizist atmet wieder aus. Wahrscheinlich ist ihm gerade klar geworden, dass das mit mir länger dauern wird, als er dachte. Wieder sammeln sich Tränen in meinen Augen, ich schaue auf meine ineinandergefalteten Hände, die Knöchel weiß.

Also. Schritt für Schritt, sagt der Beamte, fast sanft, die Finger über der Tastatur schwebend.

Wie heißt denn Ihr Freund?

Mein Freund. Mein Freund? Nach dem, was gerade passiert ist, kann er nicht mehr mein Freund sein, denke ich, das geht doch nicht. Eigentlich muss er jetzt mein Ex-Freund sein, wir müssen jetzt getrennt sein, müssen es sein, nach so einer Sache kann man doch nicht mehr zusammen sein. Oder? Kann man nicht, wenn man noch einen Funken Selbstwertgefühl besitzt, kann man das nicht mehr.

Ich blinzele schnell. Jella Nowak.

Nicht Ihren Namen, den haben wir schon. Er lächelt mich an. Der Name Ihres Partners.

Yannick Brenner.

Seine Zeigefinger suchen die Buchstaben auf der Tastatur des Computers. Er tippt die einzelnen Tasten so hart an, als hätte ihm jede ein persönliches Unrecht getan. Es dauert lange. Ohne aufzublicken, fragt er weiter.

12

Was ist denn passiert, als er ausgerastet ist? Können Sie einmal. Er hält inne, sieht mich kurz an. Sein linkes Augenlid hängt ein bisschen. Können Sie versuchen, mir Schritt für Schritt zu erklären, was geschehen ist?

Ich will nicht. Aber natürlich will ich. Ich sitze ja. Hier. Um genau das zu tun.

Eine Maus in der Falle. Zum zweiten Mal heute.

Yannick kam in die Küche, als ich einen Salat gemacht habe.

Er unterbricht mich wieder, Blick immer noch auf die Tastatur gerichtet.

Sie wohnen zusammen? Wo wohnen Sie?

Ich nenne ihm die Adresse. Das Klackern, so laut.

Was ist passiert, nachdem er in die Küche kam?

Der Polizist schaut mir jetzt ins Gesicht. Sein Zeigefinger klopft auf den Schreibtisch. Ich starre den Finger an. Er folgt meinem Blick, hört mit dem Klopfen auf. Ich versuche, die Bilder wegzuschieben. Ich versuche, die Dinge, die passiert sind, so zu erzählen, als hätte ich sie im Fernsehen gesehen, Tagesschau, 20.00 Uhr, komm schon, Jella, tu so, als wäre es nicht dir passiert. Ich spreche schnell, meine Stimme mir ganz fremd und fern.

Und ich erzähle,

dass wir uns gestritten haben,

wie aus dem Sprechen ein Schreien wurde,

wie Yannick irgendwann auf mich losgegangen ist, mich angebrüllt, mir in den Bauch geboxt hat. Wie ich vor ihm zurückwich, bis ich am Fenster stand. Rechts neben mir der Küchentisch, links die Wand, ich in der Ecke, vor mir er, kein Weg nach vorne. Wie ich realisierte, dass ich in einer Sackgasse war, in eine Falle geraten.

Wie Yannick seine Hände um meinen Hals gelegt, zuge-
drückt und ich, immer weniger Luft. Wie ich nur noch Angst
und dachte, scheiße, das war's jetzt, scheiße, er vergisst sich,
es ist nicht wie sonst, dieses Mal hat er sich nicht mehr unter
Kontrolle, sein Gesicht so voller Hass, seine Hände so fest,
dieser Streit war nicht wie die anderen, dieser Streit war ein
Streit, nach dem es vorbei sein würde, mit uns, er vergisst sich
und wird mich deshalb aus Versehen – so endet es jetzt, scheiße,
ich werde einfach –

Bei der Stelle stocke ich, greife mir an den Hals. Panik in mir,
überall, fängt in den Fingerspitzen an, ein rasendes Flattern,
schnellt durch die Arme, schnürt mir die Kehle zu, rast in
den linken Teil meines Brustkorbs und bleibt dort hängen, ein
gehetzter Kolibri.

Ich höre wieder Yannicks Stimme, wie er mir zuzischt, die
Augen zusammengekniffen, spüre seine Spucketröpfchen. Halt
dein dummes Maul, du Hure, ich schwör's dir, wenn du nicht
endlich dein Maul hältst –

Es wäre fast vorbei gewesen mit mir –

schießt es mir durch den Kopf, und der Kolibri unter meiner
linken Brust flattert so stark, dass mein Atem noch schneller
geht, meine Fingerspitzen wieder taub werden, die Hände sich
ineinander verkrampfen.

Und dann?

Verwirrt starre ich in die Augen des Polizisten. Sie sehen gelblich aus, der Übergang von der Iris zum Augenweiß ist blass.

Dann?, frage ich ihn zurück.

Sie haben gerade erzählt, dass Ihr Partner Ihnen die Hände um den Hals gelegt und Sie gewürgt hat. Zitiert er mit hochgezogenen Brauen aus seinem eigenen Protokoll.

14 Was ist dann passiert?

Ich schaue ihn an. Er hat mir die Hände um den Hals gelegt und mich gewürgt. Warum fragt er nach einem «dann»? Der Kolibri in meiner Brust, meine gestorbene Alleswürde. Das ist dann, dann ist jetzt.

Der Beamte versucht, ein freundliches Gesicht zu machen, nickt mir aufmunternd zu, bittet mich nochmals, den *Ablauf* weiter zu beschreiben.

In mir sträubt sich alles. Ich will nicht mehr, ich will nichts mehr sagen. Dieses Sprechen, wie ging das vorher so einfach?

Möchten Sie ein Glas Wasser, Frau Nowak?

Nein. Ich möchte, dass es vorbei ist. Schnell versuche ich zu erklären, wie ich mit der rechten Hand auf dem Küchentisch getastet, die Pfeffermühle gegriffen habe, die große, schwere, aus Keramik, ein Geschenk von seinen Eltern.

Dass ich eine Millisekunde lang daran dachte, dass es schade um die Pfefferkörner ist, Zitronenpfeffer, etwas ganz Besonderes, für unser ganz besonderes Leben, erzähl ich nicht.

Stattdessen erzähle ich, fast ohne Luft zu holen, wie ich die Mühle auf Yannicks Kopf geschlagen habe, wie er mich losgelassen hat, wie ich die Treppe runtergelaufen, gerannt bin, irgendwie vor die Tür.

Wie ich seine Schritte im Treppenhaus hallen gehört habe, seine Schreie, ich bring dich um, bring dich um, bring dich um.

Wie ich mich draußen auf dem Bürgersteig an die erste Passantin geklammert habe, die dort entlanglief.

Dass ich den Lärm und die Geräusche der Autos nicht gehört habe, erzähl ich nicht.

Ich erzähle, schnell, in Worten, die sich fast überschlagen, weil sie ein Ende finden wollen, weil es ein Ende haben soll, die Geschichte soll zu Ende sein, aus die Maus, Ende Gelände, Schluss mit lustig.

Wie Yannick stehen blieb, als er mich in den Armen der fremden Frau sah, eine Joggerin.

Dass ich ihr Sport-Deo roch und durch ihr feuchtes Polyesterhirt hindurch ihre Knochen fühlen konnte, erzähl ich nicht.

Wie ich nicht bemerkt hatte, wie ich um Hilfe schrie, bis ich mich an sie klammerte.

Wie sie Yannick anschrie, er solle abhauen, oder sie werde die Polizei rufen.

Wie Yannicks Augen sich weiteten, jetzt Angst bei ihm, wie er weglief, in die andere Richtung, weg von unserer Wohnung, Richtung Park, erzähle ich.

Dass ich dachte, dass er jetzt vielleicht rennt, bis er nicht mehr kann, und es ihm danach vielleicht leidtut.

Wie die Joggerin beruhigend auf mich einredete, wie ich stotterte, ihr stotternd versuchte zu erzählen, was passiert war, aber die Sätze abbrechen. Wie sie meine Hand nahm, mich bei der Hand nahm, an die Hand und mir die Treppe hinaufhalf. Gehen: eine Aufgabe.

Ihre Worte im Takt unserer Schritte auf den Stufen. Alles wird gut. Ich bin ja da. Alles wird gut. Ich bin ja da. Alles wird gut.

Die offene Wohnungstür, mein Zögern. Ihr Gesicht vor mir, eindringlich: Du packst dir jetzt eine Tasche mit Wechsel-

sachen, deiner Zahnbürste und deinem Ausweis. Dann gehst du zur Polizei. Ich hab gehört, was er geschrien hat. Er hat dich bedroht. Das ist eine Straftat. Du musst ihn anzeigen. Was hat er noch gemacht? Hat er dich geschlagen?

16 Wie das Wort *geschlagen* einfach nicht zu Yannick und mir passte, wie es sich falsch anfühlte, als wäre ich eine von den Frauen mit blauem Auge und aufgesprungener Unterlippe von den Plakaten, die dazu auffordern, sich Hilfe bei der Telefonseelsorge zu suchen, erzähle ich nicht.

Dass ich den Kopf schüttelte, dass sie mich an die Schultern fasste, als wollte sie mich schütteln. Du hast um Hilfe geschrien! Dass er mich gewürgt hat, gab ich zu, leise. Ihr Griff wurde fester. Ihre Augen sprachen mit, als sie sagte: Du darfst dir das nicht gefallen lassen. Du musst ihn anzeigen. Ihr Blick wurde weich. Vielleicht wusste sie, wovon sie sprach.

Unter ihrer Aufsicht packte ich meine Tasche. Als ich zwölf war, wurden mir die Mandeln herausgenommen, das war mein erstes und letztes Mal in einem Krankenhaus. Ich wusste nicht, was mich erwarten würde, die OP, die Schmerzen, wie lange es dauern würde, vielleicht ging etwas schief, ich würde länger bleiben müssen. Die Dinge, die ich mitnahm, mussten also mit Bedacht ausgewählt werden, sie würden meine einzige Begleitung sein, mein einziges Zuhause in dem fremden großen Krankenhaus.

So packte ich auch jetzt.

Dabei wusste ich nicht, wofür ich packte. Deshalb packte ich gegen den kühlen Wind am Morgen und für die Sonne, die nachmittags manchmal noch schien. Ich packte gegen den kälter werdenden Herbst und für die letzten warmen Tage.

Als ich diese meine Dinge in diese meine Sporttasche legte, wurde ich ruhiger. Das war mein, das konnte mir niemand

nehmen. Er konnte mir meine Halswürde, meine Bauchwürde und meine Alleswürde nehmen, nicht aber

meine Lammfellsocken
meine Baumwollstrickjacke
meine weiße Flanellbluse
meine Lieblingsjeans
meine 80-den-Strumpfhose
meine Laufhose
meine Laufjacke
meinen pinken Sport-BH
mein Schlafshirt aus Satin
mein kleines Schwarzes, das ich seit Jahren nicht mehr
angezogen hatte, eine Erinnerung
meine drei hellblauen Slips
mein Notizbuch mit den karierten Seiten

17

Ich wusste nicht, wie lange ich wo auch immer sein würde, das hatte mir die Joggerin nicht gesagt, nur befohlen zu packen hatte sie mir.

Also nahm ich drei Unterhosen mit, weil drei eine gute Zahl war, aller guten Dinge waren drei, drei Slips wie für ein verlängertes Wochenende außer Haus, das fühlte sich richtig an. Meine Zahnbürste und meine Schminktaste standen im Bad. Mein Portemonnaie lag noch im Einkaufsbeutel in der Küche, die Joggerin holte es für mich dort heraus, als ich sie darum bat.

Die Schritte im Treppenhaus hallten nach, als wir nach unten gingen. Die Frau, die auf mich aufgepasst hatte, drückte mich an sich. Ihr T-Shirt war jetzt trocken. Sie fragte mich nach

meinem Handy, ich gab es ihr, sie tippte ihre Nummer ein, gab es mir zurück.

Sagte: Ich muss weiter, es tut mir leid. Hast du jemanden, den du anrufen kannst? Und: Du schaffst das, okay?

Ich nickte und verstand nicht ganz.

18 Ich verstand nicht, bis sie die Straße runtergelaufen war, verstand nicht, bis ich sie nicht mehr sah, verstand nicht, bis ich allein dastand, mit meiner vollgestopften Sporttasche, deren Gurt mir in die Schulter schnitt. Du schaffst das. Das bedeutete, ich schaffe das, nicht wir, sondern ich, ich allein, mit meiner Tasche mit meinen Sachen, ich allein zur Polizei. Der Marktplatz lag vor mir, ich setzte meine Füße voreinander.

Ich habe den Faden verloren. Der Polizist sieht mich an, nimmt seine Hände von der Tastatur, faltet sie.

Ich schüttele mich aus den Erinnerungen, versuche, klar zu sein, einen klaren Kopf zu haben.

Ich weiß nicht mehr, an welcher Stelle ich aufgehört habe zu sprechen.

Der Beamte versucht, mir auf die Sprünge zu helfen.

Sie sagen also, dass Ihr Freund in die Küche kam, Sie sich gestritten haben. Ist das richtig?

Ich nicke.

Dann hat er seine Hände um Ihren Hals gelegt und zuge-drückt. Ist das richtig?

Ich nicke.

Anschließend haben Sie ihm mit einer Pfeffermühle auf den Kopf geschlagen. Ist auch das richtig?

Das klingt falsch. Als hätte ich ihn willentlich geschlagen. Dabei musste ich ihn von mir wegkriegen, damit er aufhört,

mich zu würgen. Das müsste ich jetzt aussprechen, aber ich habe keine Kraft. Also nicke ich.

Er räuspert sich. Ist das Bedauern in seinem Blick?

Jetzt ist es draußen wirklich dunkel. Ich laufe langsam die Straße entlang. Weg von der Polizeistation.

Wen kann ich jetzt anrufen? Zu wem kann ich jetzt? Anna? Linh? Ich kann mir vorstellen, wie Anna mich anschauen würde, mit ihren großen Augen, die nie etwas Schlimmeres als den Tatort zu Gesicht bekommen.

Oh Gott. Würde sie sagen. Oh Gott. Das ist ja furchtbar. Und dann würden vielleicht Tränen ihre rosafarbenen Wangen herunterrinnen, und kein bisschen Rouge würde verwischen, weil Annas gottverdammte Wangen immer rosa waren, ohne dass sie sie schminken musste. Oh Gott. Würde sie wieder stammeln. Und dann hilflos zu Linh schauen.

Und Linh würde wahrscheinlich erst mal gar nichts sagen, meine Hand halten und mich mit schrecklich besorgtem Blick ansehen. So besorgt, dass ich es nicht aushalten würde. Weil ich dann ein Opfer wäre.

Die Straßenlaterne leuchtet mit weichem, freundlichem Licht auf die ersten heruntergefallenen Blätter der Ginkgobäume. Sie sind schön, noch grün, die Spitzen schon gelb. Jedes Blatt gleicht in seiner Form dem anderen. Ich hole tief Luft. Es riecht nach nichts, außer nach kühler Luft. Der Baum ist ein männlicher.

Ein einziger weiblicher Baum kann die ganze Straße verpestern!, hatte Yannick gesagt und nach oben gezeigt, als einmal Herbst war und ich mir den Schal vor mein Gesicht hielt. In der Straße

hing verwesungssüßlicher Gestank, so stark, dass ich würgen musste. Schau, hier ist sie, die eine, die alles vergiftet. Ich folgte Yannicks Bewegung mit den Augen. Kleine, orangefarbene Kugeln wuchsen zwischen den fächerförmigen Blättern. Ihre Schale sah so zart aus, als würde sie bei der kleinsten Berührung aufplatzen. Man erkennt leider erst nach zwanzig Jahren, ob der Baum weiblich ist und Früchte bildet. Angewidert verzog er das Gesicht, hielt sich nun auch die Hand vor die Nase. Die wird sicher noch gefällt, das passiert eigentlich immer, hält ja sonst niemand aus.

Ich starre die Ginkgoblätter an. Meine Jeansjacke ist zu dünn, Gänsehaut darunter. Wie früher, denke ich, wie früher, habe Shellys Stimme im Ohr: Ich ziehe mich an wie 'ne Schlampe, und dann ist mir kalt. Diese Stimme habe ich lange nicht mehr gehört. Meine Finger ertasten mein Handy in der Tasche, ich entsperre es. Ein verpasster Anruf von Yannick auf dem Display, ich scrolle durch meine Kontakte. Es klingelt dreimal, dann hebt er ab. Ja?, seine Stimme besorgt und leicht überrascht, wie immer, wenn ich mich melde. Als würde er nur darauf warten, dass etwas Schlimmes passiert ist.

Jella, was ist los? Geht es dir gut?

Ich versuche, ganz unbeschwert zu klingen.

Papa, kann ich vielleicht nach Hause kommen?

Das mit der Unbeschwertheit hat nicht geklappt. Ich höre, wie er ausatmet, sehe vor mir, wie er sich hinsetzt, langsam.

Du kannst immer nach Hause kommen. Musst du doch nicht fragen.

Ein kleiner Windhauch wirbelt Ginkgoblätter durch die Luft. Wo bist du? Ich hol dich ab.

Tag 2

21

Ich kann hören, wie mein Vater im Flur auf und ab geht, wie immer, wenn er telefoniert. Als hätte er vergessen, dass das Festnetz schnurlos ist. Er versucht, leise zu sprechen, aber er war noch nie gut im Flüstern, und die Tür ist eh zu dünn. Ich will nichts hören, will nicht mitbekommen, wie er meiner Mutter alles erzählt. Ich presse mir mein altes Kuschkissen auf die Ohren und den Körper tiefer in die durchgelegene Matratze des Bettes. Mein Zimmer hat sich kaum verändert, seit ich ausgezogen bin. Die schwarz-weißen Fotografien an der Wand zeigen dünne, rauchende Frauen mit verträumtem Blick, die pastellfarbenen Kerzen passen immer noch zu der zartrosa Bettwäsche. Wie oft habe ich meinen Vater dazu ermuntert, mein Zimmer umzuräumen, auszuräumen, es zu seinem Zimmer zu machen, vielleicht zu einem Hobbyraum. Er hat nur abgewunken, gelächelt, als würde er wissen, dass ich eines Tages zurückkommen werde. Eines Tages, wenn ich grandios gescheitert bin.

Als wir vom Dorf in die Stadt gezogen sind, war ich fünf, und meine Eltern sind auf ganz unterschiedliche Weise schlecht damit umgegangen. Mein Vater brummte bei allem, was er sah und tat. Meine Mutter versuchte, sein Brummen mit ihren viel zu freudigen Ausrufen zu übertönen, als müsste sie nicht nur uns, sondern auch sich selbst überzeugen.

Ach! Sieh mal! Was für ein toller grüner Innenhof, und schau, sogar ein Wippferdchen! Da kann Jellachen fein spielen!

Brummen.

Ach! Guck mal! So ein schnuckeliges kleines Zimmerchen, Jellachen, wie kuschlig! Da kannst du dir richtig tolle Höhlen bauen!

22

Brummen.

Ach! Seht mal! So viele nette Nachbarn hier! Das ist doch was! Jellachen! Das wird lustig, so viele Leute!

Mein Vater brummte leise: Die alle von hier weg wollen.

Sie tat, als hätte sie es nicht gehört.

Wir richteten uns ein.

Richteten uns in eine neue Richtung. Nach vorne.

Ich blickte oft nach hinten.

Ich vermisste alles, nichts konnte mein altes Leben ersetzen. Ich vermisste die anderen Kinder, den Wald, unsere Hütten in toten Bäumen. Vermisste die Felder, rennen ohne Ende. Vermisste den Fleischerwagen, der durchs Dorf fuhr und an dem wir Knacker kauften, Bärchenwurst für mich. Vermisste, dass Mama sonntags Kuchen backte, Papa am Haus herumwerkelt. Vermisste, dass die Treppe auf der zweiten Stufe knarzte, wenn man auf ihr hoch zu Oma lief.

Oma in ihrer Kittelschürze, die mit mir Kartoffeln ausbuddelte und mir heimlich schaurige Geschichten erzählte, vom Krieg, vom Hunger und von ihrer ersten Liebe Ernst, der im Fluss ertrank. Oma vermisste ich am meisten.

Oma war ins neue Dorf gezogen, mit den meisten anderen und fast mit ihrer eigenen Haustür, Buntglas in der Mitte.

Das Glas hat dein Opa selbst gegossen. Die Tür kommt mit!

Sie schrie die Bauarbeiter an, bloß vorsichtig zu sein, doch ihr Schreien erschreckte den einen, die Verandastufe, das

Stolpern. Es klirrte. Blaue und rote Glassplitter fielen zu Boden, blaue und rote Lichter tanzten unter dem Vordach. Meine Oma kniete sich hin und weinte, und ich stand daneben.

Ist doch nicht so schlimm, Oma.

Sie schluchzte: Aber auch nicht so schön. Tränen liefen ihre faltigen Wangen hinab, auf ihre Schürze, das Dederon ließ sie abperlen, sie färbten die Betonplatten dunkel. Vorher hatte ich meine Oma mit den starken Händen niemals weinen sehen. Dann brach das Glas, und sie weinte nur noch. Sie weinte um den Boden, der karg und sandig war und dem sie so viel abgetrotzt hatte. Rosenstöcke zum Beispiel, die am Haus wuchsen. Sie weinte um die Birke, die mit ihr aufgewachsen war. Um die eine Buche, die neben ihrem Schlafzimmer wuchs, deren Eckern jedes Jahr von September bis Oktober auf das Wellblechdach des kleinen Schuppens fielen. Sie weinte um ihr sorbisches Dorf, in dessen Straßen sie Zapust gefeiert hatte, in dessen Höfen mit Bratwurst, Bier und Blasmusik zur Fastnacht getanzt wurde. Für das Hahnrupfen auf dem Acker flocht sie Girlanden aus Eichenzweigen.

Mein Vater wollte auch umsiedeln, ein günstiges Grundstück am Ansiedlungsstandort hätte es gegeben, endlich mal was Eigenes. Aber meine Mutter sagte Nein. Sie war froh, wollte schon lange weg aus dem Dorf, weg von ihrer Schwiegermutter, die ihren Sohn nicht losließ, ihn immer einspannte. Hatte keine Lust mehr, den Kuchen zu backen, nur weil es sonntags halt Kuchen gab, keine Lust mehr auf die Enge trotz der Felder. Immer Bratwurst, immer Bier, immer Blasmusik. Als das Dorf dann am Ende die Abbaggerungskämpfe verlor, atmete meine Mutter auf, sagte sie. Das war ihre Chance. Auf ein zeitgemäßes, modernes Sein.

Nur mein Vater spielte nicht so recht mit in ihrer fröhlichen

Vision für einen Neuanfang. Er saß die meiste Zeit auf dem Sofa und starrte aus dem Fenster, Kopfhörer mit langem Kabel auf den Ohren, weil meine Mutter die traurigen klassischen Balladen nicht mehr aushielt, die langsam und in Moll waren, wo ihr Leben doch jetzt crescendo war und Dur. Setzte ich mich zu meinem Vater, drückte er auf seinem Walkman den Pauseknopf. Streichelte mir den Kopf und sagte immer die gleichen Sätze in verschiedener Reihenfolge. Hier würde man sich den Kopf stoßen. Hätten wir mal ein eigenes Haus gebaut. Oma. Das wäre alles unsere Schuld. Diese Plattenbauwohnung. Warum meine Mutter den Umzug auch so überstürzen musste. Wir hätten Oma nicht alleine lassen sollen. Und diese Wohnung. Hier stieße man sich doch den –

Ach! Rief meine Mutter.

Ach! Es ist ein Neuanfang, ein ganz neuer Neuanfang! Das neue Dorf, das wäre doch wie Resteessen, wie's alte und doch nur die billige Kopie. Dann doch lieber ganz neu! Jellaspatz hat's nächstes Jahr nicht weit, wenn sie in die erste Klasse kommt, Jellaspatz hat hier viel mehr Möglichkeiten in der Stadt! Die Stadt! Hier würde doch das Leben toben.

Brummen.

Ich wollte die ganzen blöden Möglichkeiten nicht, ich wär auch um fünf Uhr morgens aufgestanden, um mit dem Bus in die nächste Schule zu fahren. Alles wäre besser gewesen, als so weit weg zu sein von allem, was ich kannte. Alles besser als mein trauriger Vater, als ohne Oma. Doch mich hatte niemand gefragt.

Zeit verging.

Wir konnten keine großen Sprünge machen, wie meine Mutter immer gesagt hatte.

Irgendwann war auch ihr die Plattenbauwohnung zu eng,

die Stadt war ihr zu eng, der Umzug vom Dorf in die Kleinstadt reichte nicht mehr aus, sie wollte mehr. Unseren Hof konnte sie kaum noch ertragen. Das einzelne Wippferdchen im Sandkasten sah ihr zu einsam aus, die Leute jammerten ihr zu viel am Fensterbrett. So trostlos, sagte sie nun. Ach, so trostlos alles hier.

Sie wollte weg aus der zähen Provinz, eine Weiterbildung machen, vielleicht ans Theater, nach Berlin, dort endlich, dort nun wirklich, dort nun endlich wirklich richtig leben.

25

Mein Vater weigerte sich, sich noch einmal umpflanzen zu lassen. Ich weigerte mich mit. Eine Veränderung war eine Verschlechterung, das hatte ich beim letzten Umzug gelernt. Und während zu Hause gestritten wurde, starb meine Oma.

Als meine Mutter mit gepackten Taschen im Flur stand, Tränen in den Augen, sich noch einmal zu mir hinunterbeugte, mich festhielt, mich anbettelte, mit ihr zu kommen, blieb ich steif, versuchte, ihren Mama-Geruch nicht zu sehr einzuatmen, denn wenn ich ihn einatmete, würde ich traurig werden, und ich durfte nicht traurig werden, denn wenn ich traurig wurde, würde ich vielleicht mitkommen, und dann wäre mein Vater allein. Ganz allein. Dann würde er vielleicht nicht mal mehr brummen.

Ich besuchte meine Mutter regelmäßig in Berlin. Bei ihr zu sein, war eine Ablenkung von der Stille zu Hause, von der Kerze vor Omas Foto. Wir gingen in den Friedrichstadt-Palast, schillernde Kostüme zu rauschender Musik, meine Mutter nahm mich mit in das Theater, in dem sie aushalf, ich durfte mich in die Maske setzen, sie malte mir ein neues Gesicht. Ihr Glänzen: zur Hälfte Glitzer, zur Hälfte Schweiß, ein dünner Film davon auf ihrer Stirn. Von nüsch kommt nüsch, küsste

sie mir ins Ohr, bevor sie mit der U-Bahn zu ihrem eigentlichen Job, zu der Nachtschicht ins Krankenhaus fuhr. In dem Jahr, als ich acht wurde, stand ich zu Silvester mit ihr am Brandenburger Tor. Menschenmassen um uns herum, der Himmel so hell, alle so am Jubeln, endloses Funkeln, die ganze Nacht. Jedes Jahr darauf war ich enttäuscht, dass es sich nie wieder so groß anfühlte wie dieses eine Mal. Erst viel später verstand ich, dass das die Jahrtausendwende gewesen war.

[...]